



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2010

**Der Nutzen der Freiheit: Ein Versuch über John Stuart Mill, über
Liberalismus, Utilitarismus und die Toleranz**

Schefczyk, Michael

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-96911>
Newspaper Article

Originally published at:

Schefczyk, Michael. Der Nutzen der Freiheit: Ein Versuch über John Stuart Mill, über Liberalismus, Utilitarismus und die Toleranz. In: Neue Zürcher Zeitung, 12, 2010, 69.

Der Nutzen der Freiheit

Ein Versuch über John Stuart Mill, über Liberalismus, Utilitarismus und die Toleranz

John Stuart Mill (1806–1873) war als Philosoph und Ökonom von weitreichendem Einfluss. Sein Stern ist ein wenig verblasst. Das liegt auch daran, dass manche Interpreten meinen, es lasse sich nicht zugleich dem Prinzip der Freiheit und dem des Nutzens das Wort reden. Doch sie irren.

Michael Schefczyk

Vier Jahrzehnte lang war John Stuart Mill der führende Denker Grossbritanniens gewesen. Seine Werke «A System of Logic» (1843) und «Principles of Political Economy» (1848) galten als grundlegend. «On Liberty» (1859), eines der bekanntesten philosophischen Bücher überhaupt, stammt aus seiner Feder. Kurz darauf folgten weitere Klassiker ihres Genres: «Utilitarianism» (1861) und in demselben Jahr die «Considerations on Representative Government». Das einzige Buch Mills, das sich schlecht verkaufte, war sein vielleicht bemerkenswertestes: «The Subjection of Woman», ein leidenschaftliches Plädoyer für die Gleichberechtigung der Frauen – der bis dato wohl einzige feministische Klassiker, der von einem Mann geschrieben wurde.

Doch schon in der Endphase des neunzehnten Jahrhunderts begann Mills Stern zu verblassen. Niemand bestreitet Mills enorme Bedeutung für die politische Kultur der westlichen Welt. Als Philosoph hält man ihn jedoch gemeinhin für zweitrangig. Es sagt viel über sein heutiges Ansehen in akademischen Kreisen, dass es John Rawls in seiner Geschichte der politischen Philosophie für nötig hielt, die Studierenden davor zu warnen, auf Mill herabzuschauen.

Eine Art Hausarbeit

Ein genauerer Blick zeigt jedoch, dass Mills Leistung als systematischer Philosoph unterschätzt wird. An dieser Verkennung ist er selbst nicht ganz unschuldig. Um die politische und gesellschaftliche Wirkung seiner Schriften zu erhöhen, gibt er ihnen seit den 1850er Jahren eine Gestalt, die das philosophisch-systematische Gerüst im Hintergrund hält. Alles, was von einem an Leitideen interessierten, gebildeten Lesepublikum als langatmig oder zu technisch wahrgenommen werden könnte, meidet er in seiner Darstellung.

Mills Bemühen um gute Lesbarkeit ist jedoch nicht der einzige Grund dafür, dass er zu den grossen Unterschätzten gehört. Auch das, was heute weithin unter «systematischer Lektüre» verstanden wird, trägt ihren Teil dazu bei. Einen Denker systematisch zu lesen, bedeutet oftmals, ein klassisches Werk mit Blick auf Grundunterscheidungen und Argumentationslinien zu betrachten, die sich in der heutigen Diskussion durchgesetzt haben und als verbindlich gesetzt werden. Diese Art des Umgangs mit den Alten hat ihr Recht, muss aber auch in ihrer Begrenztheit gesehen werden. Indem man klassische Texte auf Fragestellungen der gegenwärtigen

Diskussion hin untersucht, läuft man Gefahr, ihren Reichtum und ihre Originalität zu übersehen und sie an ungeeigneten Massstäben zu messen. Man schliesst insbesondere von vornherein die Möglichkeit aus, dass historische Positionen Korrektive gegenwärtiger Debatten sein könnten.

Die Erschliessung des Potenzials klassischer Positionen ist aufwendig und tendenziell unpopulär. Sie setzt voraus, dass man sich in das Denken des Angehörigen einer anderen Zeit einarbeitet. Einfacher ist es, den Text auf Stellen hin abzusuchen, die erlauben, ihn einem heute geläufigen Schema gemäss einzuteilen. Bernard Williams hat ein solches Systematisieren einmal in der ihm eigenen scharfzüngigen Art als «a form of housekeeping», frei übersetzt: als Begriffsraumpflege, bezeichnet.

Die begriffsraumpflegerische Art, Ordnung zu halten, erinnert bisweilen an die Anekdote von jenem Putz-Team, das im Museum eine Arbeit von Joseph Beuys zerstört haben soll – im falschen Glauben, es hier mit Dreck und nicht mit einem Werk zu tun zu haben. Will man, um beim Bild zu bleiben, Mill nicht wie Dreck behandeln, muss man die Systematik seines Werks ernst nehmen.

Kein Widerspruch

Ein Beispiel dafür, wie die «systematische Lektüre» gelegentlich an Mill vorbeizieht, stellt die berühmte Frage dar, wie er auf die kühne Idee kommen konnte, Liberalismus und Utilitarismus, Freiheits- und Nutzenprinzip seien vereinbar. Dass Mill Autor von «Utilitarianism» und «On Liberty» ist, halten viele für das Ergebnis seiner Unbekümmertheit in Fragen der Systematik. Denn der Utilitarismus fordere, wo immer möglich, den allgemeinen Nutzen zu fördern. Wie soll dies zusammenstimmen mit dem Liberalismus, der den Individuen doch gerade eine unantastbare Sphäre der Selbstbestimmung garantieren möchte? Als Liberaler behauptet Mill, man dürfe mit seinem Leben tun und lassen, was man wolle, sofern man andere nicht schade; als Utilitarist – so meinen viele – legt er sich dagegen auf die These fest, dass das Individuum ein blosses Werkzeug für die Produktion allgemeinen Nutzens sei.

Dringt man nun aber etwas tiefer in das Textgewebe von Mills «Utilitarianism» ein, so zeigt sich, dass Mill das Nutzenprinzip in einer Weise deutet, die ihn zum Freiheitsprinzip führt. Mit anderen Worten: Mills Utilitarismus ist im Kern liberal angelegt. Mill bestimmt das Nutzenprinzip als die Forderung, das gesellschaftliche Regelsystem so einzurichten, dass möglichst allen Menschen eine Existenz ermöglicht wird, die so weit wie möglich von Schmerz verschont bleibt und so reich wie möglich an Lust ist; wobei der Reichtum an Lust sowohl eine quantitative als auch eine qualitative Dimension hat.

Inwiefern ist diese Unterscheidung zwischen dem quantitativen und dem qualitativen Aspekt bedeutsam? Mill sieht sich in der von Epikur bis Bentham reichenden hedonistischen Tradition, der gemäss Lust (im Sinne des ganzen Spektrums schöner Gefühle) den einzigen Endzweck mensch-

lichen Handelns darstellt. Sein Zeitgenosse Thomas Carlyle hatte den Hedonismus mit dem Etikett der Schweinephilosophie versehen (was – nebenbei gesagt – Anlass gab zu dem Kalauer, der Hedonismus sei keine Theorie des Guten, sondern eine Theorie des Sauguten).

Die von Mill vorgenommene Neuerung bestand darin, Qualitäten angenehmer Gefühle in eine Rangordnung zu bringen. Genugtuung ist eine andere Art von angenehmem Gefühl als Erleichterung; Selbstzufriedenheit ein anderes als Geborgenheit oder Zuversicht, die Freuden eines Frühlingstags sind andere als die einer entdeckten Gemeinsamkeit, die Freude des Verstandenwerdens ist eine andere als die des Verstehens.

Der wesentliche Punkt ist nun, dass nach Mill manche Freuden im Vergleich qualitativ besser als andere sind. Massstab für die Vorzugswürdigkeit einer Freude ist nach Mill die Vorliebe der kompetent Urteilenden. In den erlesenen Kreis der kompetent Urteilenden gehören diejenigen, die nicht nur eine bestimmte Erfahrung machen, sondern diese auch als freudvoll erleben konnten. Man kann nur dann kompetent beurteilen, ob die Freuden der Oper gegenüber den Freuden des Fussballstadions vorzugswürdig sind, wenn man beides kennt und als Freude erlebt. Hier liegt ein erstes wichtiges protoliberales Motiv in Mills Utilitarismus: Nichtmoralische Werturteile über Freuden verlangen Vertrautheit mit diesen Freuden, und dies setzt der Abwertung der Lebensform anderer Grenzen. Opernhasser oder Fussballverächter können die Qualität der Freude des Fussball- oder Operschauens nicht beurteilen. Denn sie sind unfähig, diese Freude zu erleben. Ihnen fehlt der erkenntnismässige Zugang zu dem, was – aus hedonistischer Sicht – Opern- und Fussballkonsum Wert verleiht: die Tatsache, dass sie freudvolle Tätigkeiten sind.

Bessere Freuden?

Werturteile über Tätigkeiten und Zustände sind bezogen auf Gefühle, die durch jene Tätigkeiten und Zustände ausgelöst werden – und diese Gefühle unterscheiden sich zwischen Personen. Wert- oder Unwerturteile über die Oper oder den Fussball sind daher wesentlich subjektiv. Wenn alle, die mit zwei Freuden bekannt sind, übereinstimmen, die eine sei der anderen gegenüber strikt zu bevorzugen, so ist die bevorzugte gegenüber der zurückgesetzten nach Mill qualitativ höherwertig.

Aber aus dieser Bewertung folgt wenig für eine Person, der die qualitativ höherwertigen Freuden nicht zugänglich sind. Dass die kompetent Urteilenden finden, etwas sei eine bessere Freude, macht sie womöglich neugierig; wenn sich ihr aber weiterhin diese Freude nicht erschliesst, so macht es ihr Leben nicht besser, wenn man sie (oder sie sich selbst) dazu zwingt, die entsprechende Tätigkeit auszuüben. Wenn ihr beispielsweise die Freuden der «Dogma»-Filme verschlossen bleiben, ist es für sie kein Grund, in «Dogma»-Filme zu gehen, dass die kompetent Urteilenden meinen, «Dogma»-Filme seien mit qualitativ höherwertigen Freuden verbunden als Schwarzenegger-Filme.

Hier liegt ein zweites protoliberales Motiv in Mills Utilitarismus: Das Leben einer Person kann nicht dadurch verbessert werden, dass man ihr Tätigkeiten oder Zustände aufzwingt, die sie als freud- und daher als (für sich selbst) wertlos ansieht und nicht aus freien Stücken wählen würde. Dies gilt selbst dann, wenn alle kompetent Urteilenden zu der Auffassung gelangt sein sollten, dass

bestimmte Zustände oder Tätigkeiten mit hochwertigen und relativ vorzugswürdigen Freuden verbunden sind.

Kommen wir nun zu weiteren protoliberalen Motiven. Mill meint, es sei nach dem Urteil der kompetent Urteilenden besser, ein unzufriedener Mensch zu sein als ein zufriedenes Schwein, besser ein unzufriedener Sokrates als ein zufriedener Trottel. Doch das besagt für ihn nicht, dass wir versuchen sollten, unser Leben ganz in den Dienst der qualitativ hochwertigen Tätigkeiten zu stellen. Mill erteilt überspannten Sublimierungsprogrammen eine klare Absage. Man denke an Adornos anorektische Musikdiät, in der beinahe alles ausser Schönborg und Webern als regressiv verboten war und keinesfalls genossen werden durfte.

Denn auch wenn Zwölftonmusik eine höherwertige Lust wäre, für die man – vor die Wahl gestellt – sich bereit fände, auf Sibelius ganz zu verzichten, hiesse dies nicht, dass man nach Mill auf Sibelius tatsächlich ganz verzichten sollte. Als Ökonom wusste Mill, dass jede Form von Freude Sättigungspunkte erreicht, an denen sie aufhört, eine Freude zu sein. Wir wollen zwar keine zufriedenen Schweine sein, aber die schweinischen Freuden – wie Sibelius hören – gehören zu einem guten menschlichen Leben dazu.

Hier liegen protoliberales Motive verborgen: erstens die Zwanglosigkeit, die Ablehnung von äusseren und inneren Perfektionierungs-Zumutungen und -Überspanntheiten; zum anderen die Toleranz, beruhend auf der Einsicht, dass die richtige Mischung von erfreulichen Tätigkeiten und Zuständen von individuellen Unterschieden abhängt. Und jetzt nähern wir uns wieder jenem Satz aus «On Liberty», in dem Mill lapidar die utilitaristische Fundierung des Freiheitsprinzips behauptet. Mill meinte, dass die Ausübung von Konformitätsdruck und die Verweigerung individueller Freiheitsspielräume den Interessen aller Menschen und der Menschheit als Ganzem entgegenstünden. Hier kommt sein Empirismus in Verbindung mit seinen Thesen über das, was gesellschaftlichen Fortschritt und individuelles Wohlergehen bewirkt, zum Zuge. Wir verfügen über kein erfahrungsunabhängiges Wissen darüber, was unser Leben zu dem für uns bestmöglichen machen würde. Wir sind auf Lebensformexperimente, eigene und die anderer, angewiesen.

Kein gutes Leben ohne Abweichung

Eine Pointe in der Begründung des Millschen Freiheitsprinzips besteht darin, die Selbstbestimmung des anderen nicht als blosser Einschränkung der eigenen Selbstbestimmungsmöglichkeiten zu betrachten, nicht als etwas, was man lediglich hinnehmen muss – sondern als Bereicherung. Die Lebensformexperimente der anderen produzieren Erfahrungswissen über das Menschenmögliche und das Zutragliche; nicht alles kann man auf sich selbst übertragen. Aber Menschen sind nicht so unterschiedlich, dass sie aus den Erfolgen und Misserfolgen der Lebensformexperimente anderer nichts lernen könnten. Was wüssten wir über die Vernünftigkeit kleinfamiliärer Lebensformen ohne das traurige Scheitern der Versuche ihrer Abschaffung in aktionsanalytischen Kommunen und anderen sozialen Experimenten?

Ein liberaler Mensch, wie Mill ihn sich vorstellt, nimmt nicht die Freiheit der anderen *nolens volens* hin und toleriert sie, so wie er von ihnen toleriert werden will. Seine Haltung ist offener, neugieriger und affirmativer. Ohne Normabweichung, ohne das Probieren des anderen würde die Menschheit

nie erfahren, welche Möglichkeiten der Steigerung in ihr liegen – und wenn Mill von Steigerung spricht, so denkt er nicht an freudlose Höchstleistungen, sondern an die Vollendung der Fähigkeit, ein freudvolles Leben zu führen – in qualitativer und quantitativer Hinsicht. Ohne Variation und Abweichung würde sich das gesellschaftliche Leben bald in toten Zeremonien erschöpfen.

Konformitätsdruck und Versuche der Einschränkung der Individualität führen somit nach Mill zu einer Verarmung des kulturellen Wissens über das Menschenmögliche; und daran kann niemand ein vernünftiges Interesse haben. Schon gar nicht ein Utilitarist.

Der Autor vertritt derzeit die Professur für politische Theorie und Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Unlängst ist (bei Junius) eine Monografie über John Stuart Mill erschienen, die **Michael Schefczyk** mit Dominique Kuenzle verfasst hat.